

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ACHTER BAND

1967

Jahr des 125jährigen Bestehens

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

VORTRAG
DES ORDENSKANZLERS

»1842–1967: RÜCKBLICK UND RUNDBLICK«

Wenn ich nach den Begrüßungen und Nachrufen nun das Wort ergreife zu dem Thema »Rückblick und Rundblick«, dann muß ich vorausschicken, daß das, was sich im Laufe der Zeit bei den Kanzlern an Archivalien unseres Ordens angesammelt hatte, im II. Weltkrieg zugrunde ging. Was Max Planck verwahrte, wurde 1942 noch durch den damals vom Regime mit Argwohn verfolgten Theodor Heuss gemustert und für einen zum 100. Jubiläum (unter verdeckter Signatur) erschienenen Artikel in der gleichfalls suspekten »Frankfurter Zeitung« ausgewertet. Aber um viel mehr als ein paar Kartons kann es sich nicht gehandelt haben – präzise Aktenführung war, soweit wir bisher sehen, nicht die Stärke unserer Vorgänger: diese lag auf anderen Gebieten.

Wir haben jetzt mit Hilfe der Thyssen-Stiftung einen Experten beauftragen können, – soweit noch möglich – die klaffende Lücke zu schließen, und hoffen, die Geschichte unseres Kapitels wenigstens in ihren Grundzügen zu klären. Aber die Fragen, weshalb der eine zugewählt wurde und der andere nicht, werden sich nie beantworten lassen, weil darüber wohl nie Aufzeichnungen angefertigt wurden oder – falls das doch der Fall gewesen sein sollte – die Unterlagen vernichtet sind.

Ich bin bei meinem Rückblick daher im wesentlichen auf die Mitgliederliste angewiesen, die erhalten blieb. Liest man sie aufmerksam, gibt sie zu vielfachen Überlegungen Anlaß.

I.

Zunächst skizziere ich kurz die Geschichte des Kapitels.

Als der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich 1701 zum König in Preußen krönen ließ, begründete er den »Schwarzen Adlerorden«; zu diesem gehörte außer dem Ordensstern eine Halskette, auf die ich gleich zurückkomme.

Friedrich der Große schuf 1740, also gleich nach seiner Thronbesteigung, den »Orden pour le Mérite«, der zu einem reinen Militärorden wurde, da den preußischen Königen für die Belohnung ziviler Verdienste noch der Rote Adlerorden und der Kronenorden zur Verfügung standen. Friedrichs Orden erhielt die Form des Johanniterkreuzes; doch wurde es in blauem Email ausgeführt und in den Winkeln durch vier preußische Adler in Gold bereichert.

Als Friedrich Wilhelm III. 1813 das »Eiserne Kreuz« stiftete, wurde der »Pour le Mérite« zu einer Auszeichnung für die höheren Truppenführer und die Offiziere der niedrigeren Ränge, die sich besonders hervorgetan hatten. So wurde es noch im Ersten Weltkrieg gehandhabt, aber nicht mehr im Zweiten, da die Nationalsozialisten der Hohenzollerntradition nicht Vorschub leisten wollten. Von den 687 Rittern, die im Ersten Weltkrieg mit dem »Pour le Mérite« ausgezeichnet wurden¹, leben heute noch 25. Wir halten mit ihnen ständig Verbindung und freuen uns, daß auch diesmal ihre Bruderschaft unter unseren Gästen vertreten ist.

Am 102. Jahrestag des Friedrichsordens schuf Friedrich Wilhelm IV., der gebildetste Herrscher, den die Hohenzollern in

¹ Deutsche und ausländische Souveräne 8; ausländische Generale 20; Heer 524; Flieger 76; Marine 23; U-Boot-Offiziere 31; Marine-Flieger 5 (für die Zahlen habe ich dem Herrn Ordenskanzler Th. Osterkamp zu danken).

dem halben Jahrtausend ihrer Regierung hervorgebracht haben, einen sechsten Orden: den »Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste«. Die runde Grundform des Ordenszeichens lehnte sich an eins der Kettenglieder des Schwarzen Adlerordens von 1701 an, das Blau des Randes und das schwarzweiße Band an den Kriegs-Pour le Mérite. In dem Orden und seinem Band, die nicht mehr geändert wurden, ist also die Geschichte Preußens von 1701 an zu einem *Mahnzeichen* zusammengezogen, das an ein Land erinnert und weiter erinnern wird, welches nicht mehr existiert.

In diesen Tagen wird im Charlottenburger Schloß dank der freundlichen Hilfe von Frau Dr. Kühn eine kleine Ausstellung gezeigt, in der die Ordenszeichen, die Halskette des Schwarzen-Adler-Ordens sowie die Bilder wichtiger Mitglieder zu sehen sind. Ich hoffe, daß sie zum Grundstock einer festen, im Laufe der Jahre ergänzten Ausstellung wird, deren Aufgabe es ist, hier in Berlin die Geschichte unseres Ordens sinnfällig zu machen und wach zu halten.

Zwei Besonderheiten, durch die sich unser Orden von Anfang an von allen anderen damals im In- und Ausland existierenden unterschied, müssen hervorgehoben werden, weil sie noch für uns gelten.

Zunächst dies: Der Orden war bestimmt für Männer (heute heißt es in unseren Statuten »Männer und Frauen«), »die durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft und in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben«. Das Neue war, daß die dreißig Mitglieder – diese Zahl legte der König fest und sie gilt noch heute – bei eingetretenen Vakanzen ein neues Mitglied kooptierten. Insofern knüpft unser Kapitel an die ritterlich-religiös ausgerichte-

ten Orden des späten Mittelalters an, in denen die Herrscher sich wie Karl und Artus als Mitglieder einer Runde ansahen und sich daher bei der Ergänzung an die Zustimmung der Mitglieder banden. Durch dieses Kooptationsrecht unterscheidet sich unser Kapitel von dem britischen »Order of Merit«, den König Edward VII. 1902 stiftete: er hat 24 Mitglieder, die alle vom Souverän ernannt werden: Generäle, Dichter, Künstler, Gelehrte, die sich durch kriegerische Verdienste oder solche »towards the advancement of Art, Literature and Science« ausgezeichnet haben.

Ein weiterer Unterschied zwischen dem englischen Orden und uns besteht darin, daß zwar Helmuth von Moltke 1874 in unsere Reihe trat, aber nicht als Schlachtensieger, sondern als ein Kriegswissenschaftler von hohem Rang. Bis zu dem General von Kuhl, der erst 1958 im Alter von 102 Jahren starb, hat dann jeweils ein hoher Offizier zu uns gehört, aber immer nur deshalb, weil er sich durch seine Schriften einen geachteten Namen erworben hatte.

Nach diesem Seitenblick zurück zu unserem Orden, der das Recht zur Kooptation erhielt Das Ergebnis seiner Zuwahlen unterbreitete das Kapitel durch den Kanzler dem König, worauf dieser die Ergänzung des Ordens durch eine Ernennungsurkunde in Kraft setzte.

Da uns bisher Unterlagen fehlen, übersehen wir nicht, wie weit sich das Kapitel Wünschen des Königs und seiner Nachfolger gefügt hat, wieweit es sich Wahlanregungen der Krone widersetzte. Doch läßt die Mitgliederliste erraten, daß beides eingetreten ist. In ihr fehlt z. B. Richard Wagner, der Barrikadenkämpfer von 1848 und zudem Schöpfer einer Musik, auf die der Kaiser Wilhelm I. wohl sicherlich nicht ansprach. Andererseits liegt bei anderen, einst im großen Publikum

geschätzten Namen, die heute vergessen sind, der Verdacht nahe, daß hier und da Rücksicht auf Wünsche des Hofes genommen wurde.

Die zweite Eigenart, die von Friedrich Wilhelm IV. – beraten von Alexander v. Humboldt, dem ersten Kanzler – festgelegt wurde und bis heute bewahrt blieb, besteht in folgender Regelung:

In den Kreis der dreißig, zusammengesetzt aus je 10 Geistes- und Naturwissenschaftlern und 10 Künstlern, wurden gleich zu Beginn Nicht-Preußen berufen: Gauß aus dem Königreich Hannover, Schnorr von Carolsfeld und Schwanthaler aus Bayern. Das Kapitel, zwar gekennzeichnet durch ein spezifisch preußisches Ordenszeichen, war also von Anfang an für Gesamtdeutschland bestimmt. Außerdem ordnete der König an, daß daneben noch bis zu 30 Nichtdeutsche, die sich in analoger Weise ausgezeichnet hatten, als ausländische Mitglieder hinzugewählt werden konnten.

Der Lage von 1842 entsprechend war damals nur an Europäer gedacht; als erster Amerikaner wurde im Jahre 1878 Longfellow hinzugewählt, andere sind ihm gefolgt. Heute dürfen wir uns rühmen, daß auch Asien vertreten ist; ich benutze die Gelegenheit, S. Exc., dem bisherigen Staatspräsidenten von Indien, Prof. Sarvepalli Radhakrishnan, der als Religionsphilosoph unser Mitglied geworden ist und auch in diesem Jahr uns freundliche Zeilen sandte, respektvollen Gruß zu entbieten.

In einem Brief, den Friedrich Wilhelm IV. in dem ihm zur Verfügung stehenden spritzig-ironischen Ton an den Fürsten Metternich, das erste österreichische Mitglied, schrieb, bezeichnete er die inländischen Mitglieder als »Götter«, die ausländischen als »undeutsche Halbgötter«, die die Größe der Ganz-

götter den Augen der erstaunten Welt begreiflich machen sollten – ein Scherz, aus dem man Spott über deutschen Professorendünkel heraushört.

In Wirklichkeit war es so, daß die Auswahl mit großer Sachkenntnis getroffen wurde: einen Namen haben noch heute Chateaubriand und Ingres, Faraday und Herschel, der Bildhauer Thorwaldsen und der schwermütige Dichter Thomas Moore, Liszt und Rossini. Auch entwickelte sich das Kapitel besser, als der Spott des Königs es hatte wahrhaben wollen. Nie hat es seine ausländischen Mitglieder als Verstärkung seiner eigenen Aura benutzt, sondern als sichtbares Bekenntnis zu dem Faktum, daß deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft nicht für sich existieren, sondern immer nur als Teile einer Kunst, einer Wissenschaft, zu der alle Kulturnationen das ihre beigetragen haben.

So ist es bis heute geblieben. Ich vermerke, daß zwei gebürtige Russen zu uns gehören: der in Paris lebende Kunsthistoriker André Grabar und der im letzten Jahre zugewählte, in Belgrad wirkende Byzantinist Georg Ostrogorsky, in dem wir zugleich den Vertreter eines der Oststaaten begrüßen. Damit ist dokumentiert, daß für uns die politische Aufspaltung in Ost und West nicht existiert. Für uns sind nach wie vor Kunst und Wissenschaft der ganzen Welt etwas, das zusammengehört. Durch weitere Zuwahlen, die wir ins Auge gefaßt haben, werden wir diese unsere Grundüberzeugung noch deutlicher machen.

Ich muß – die Uhr hetzt weiter – meinen Bericht straffen.

Aus den Wahlen inländischer Mitglieder in der Kaiserzeit will ich nur die des Fürsten Bismarck hervorheben. Bei ihr ist das Datum wichtig: 1896; d. h. der Kanzler wurde erst nach seiner

Entlassung unser Mitglied. Wir wüßten gern Näheres über die Hintergründe: jedenfalls kann es sich nicht um einen Akt der Servilität gehandelt haben, wenn das Kapitel für den Gestürzten stimmte. Rückschauend dürfen wir der Wahl nachträglich zustimmen; denn Bismarcks Briefe und Denkschriften sind ja inzwischen unter den klassischen Werken der deutschen Prosa eingeordnet.

Die weitere Geschichte des Ordens will ich nur kursorisch behandeln, da ich über sie ausführlicher bereits 1964 auf unserer öffentlichen Sitzung berichtet habe, gestützt auf ein wieder aufgetauchtes Aktenbündel, aus dem zu ersehen ist, was die Nationalsozialisten gegen den Orden im Schilde führten.

Die Weimarer Verfassung, die 1919 alle Orden und Ehrenzeichen beseitigte, bedrohte ungewollt die Existenz unseres Ordens. Einen Ausweg fand 1922 der damalige Kanzler, Adolph v. Harnack: das Kapitel konstituierte sich als freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern, das sich durch Kooptation ergänzte und sich weiter kenntlich machte durch das 1842 geschaffene Abzeichen am schwarzweißen Bande – die Republik erkannte diese Lösung an.

Insofern bedeutet das Jahr 1918, das sonst so tief in die deutsche Geschichte eingriff, für uns keinen Einschnitt. Das einzige Novum der zwanziger Jahre war die – längst fällige – Zuwahl einer Frau: 1929 wurde Käthe Kollwitz gewählt.

Am 8. Juni jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag dieser großen Frau. Wir verneigen uns vor ihr in Verehrung und Respekt, vor ihrer Kunst und vor ihrer Gesinnung. Sie klagte Elend und Ungerechtigkeit an – ihr Ruf darf nicht verhallen, muß vielmehr immer von neuem unser Herz treffen und das der nach uns Kommenden.

Im Jahre 1952 stieß zu uns Frau Renée Sintenis; heute ge-

hören zu uns Frau Annette Kolb und Frau Lise Meitner – hohes Alter machte es ihnen unmöglich, unserer Einladung zum Jubiläumstag zu folgen: wir senden unsere Grüße nach München und nach Cambridge.

Eine neue Lage entstand nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Ein bereits im April 1933 erlassenes Gesetz behielt die Verleihung aller Titel, Orden und Ehrenzeichen dem Reichspräsidenten vor, das heißt: von 1934 an dem damals umjubelten Mann, der Deutschland in den tiefsten Abgrund seiner Geschichte geführt hat. Der amtierende Ordenskanzler, Max Planck, sah zunächst von weiteren Zuwahlen ab, bemühte sich dann aber um eine grundsätzliche Klärung. Sie erfolgte nicht, da Göring als Preußischer Ministerpräsident, Rust als Wissenschaftsminister, Goebbels als Propagandaminister – zu Diktaturen gehören ja immer Diadochenkämpfe – sich das Recht streitig machten, die weiteren Verleihungen der Friedensklasse zu steuern. Im Jahre 1937 wurde ein »Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft« gestiftet, den die Regierung nach ihrem Belieben verteilen konnte, und der »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« wurde zum Aussterben verurteilt.

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatten die Nationalsozialisten andere Sorgen als die Frage, ob man dem Pour le mérite noch einen Todesstoß geben sollte oder nicht.

Vor dem Untergang rettete den Orden Theodor Heuss. Denn 1949 wurde zum ersten Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland eben jener Mann gewählt, der 1942 den Orden bei seinem 100. Geburtstag durch einen Jubiläumsartikel geehrt hatte. Damals lebten noch drei Mitglieder des alten

Ordens: der Orientalist Enno Littmann, Wilhelm Furtwängler und der General v. Kuhl. Der Bundespräsident ermunterte sie, gemäß den Statuten von 1924 siebenundzwanzig neue Mitglieder hinzuzuwählen, was 1952 geschah, worauf er von Amts wegen die Würde eines Protektors des Ordens übernahm: eine Regelung, die in Kraft geblieben ist. Ich weiß aus dem Munde des verehrten, nie zu vergessenden Neubegründers unseres Ordens, daß alle wichtigen Briefe, auch die an ihn gerichteten, von ihm selbst entworfen wurden, und die Theodor-Heuss-Stiftung hat uns dankenswerterweise Ablichtungen aller uns betreffenden Dokumente zur Verfügung gestellt, die die Tatsache erhärten: ohne Theodor Heuss wäre es nicht zur Wiederbelebung des beinahe erloschenen Ordens »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« gekommen.

Gültig sind für uns heute die Statuten, die wir – aufgrund der inzwischen gemachten Erfahrungen und beraten durch unseren damaligen Kanzler Erich Kaufmann, der unter den Rechtsexperten der Bundesrepublik einen führenden Platz einnimmt – 1963 beschlossen und die am 19. September Rechtskraft erhielten durch die Unterschrift des Bundespräsidenten Heinrich Lübke, des damals amtierenden Bundeskanzlers Adenauer und des Bundesinnenministers Höcherl, der heute die Landwirtschaft betreut.

Ich darf annehmen, daß die Unterschrift, die Konrad Adenauer gab, ihm nicht nur eine Routineangelegenheit bedeutete: er kam – obwohl mit Amtsgeschäften überlastet – mehr als einmal zu uns, wenn wir uns in Bonn versammelten. Wir gedenken seiner mit dem Respekt, der ihm als Persönlichkeit zukommt, aber wir danken ihm auch. Denn unter seiner Leitung vollzog sich die Wiedereingliederung der Bundesrepublik in den Kreis jener Nationen, mit denen wir eben noch Krieg geführt hatten:

die Grundvoraussetzung für das Gedeihen unserer Kultur, unserer Kunst, unserer Wissenschaft.

II.

Soweit die Geschichte des Ordens, die bei manchem von Ihnen die Frage ausgelöst haben wird, welche Aufgabe hat denn der Friedens-Pour le mérite?

Nimmt man das Wort »Aufgabe« im strengen Sinn, lautet die Antwort: keine. Das unterscheidet uns von den in- und ausländischen Akademien, deren Reihe beginnt mit der 1639 von Richelieu zwecks Reinigung und Überwachung der Sprache begründeten, jährlich Literaturpreise verteilenden »Académie Française«. Der Gedanke, unser Kapitel mit einer solchen oder einer ähnlichen Aufgabe zu betrauen oder es für ein besonderes Unternehmen verantwortlich zu machen, ist nie erörtert worden, brauchte auch nicht erörtert zu werden, da es in Deutschland dafür die Akademien und andere Institutionen gibt.

Unser Kapitel hat seit seiner Gründung auch nie von sich aus Stellung zu den Fragen genommen, die die Öffentlichkeit bewegten. Man verstehe das nicht falsch: natürlich hatten unsere Vorgänger, natürlich haben wir unsere dezidierten Meinungen, was z. B. die Schul- und Universitätsreform, das Verhältnis von Staat und Kirche, die Abschaffung der Todesstrafe usw. betrifft. Aber unsere Vorgänger sind mit ihren Auffassungen nie als Gremium hervorgetreten, und sie taten weise daran; denn bei einem Kapitel, dessen Eigenart gerade in dem Zusammenschluß grundverschiedener Persönlichkeiten besteht, hätten solche Beschlüsse ja nur mit manchen Stimmenthaltungen und geringen Majoritäten gefaßt werden können. Das gilt noch heute: wenn der eine oder andere von uns, womöglich

sogar viele, als einzelne zu einer brennenden Frage Stellung nehmen wollen, üben sie ein Recht aus, das ihnen als Staatsbürger zusteht. Aber das Kapitel als solches hat nie die Rolle eines »Gewissens der Nation« ambitioniert. Das Kapitel wird das wohl auch nie tun, da es dazu nach seiner Struktur nicht geeignet ist.

Also gar keine Aufgabe?

Vor kurzem hat ein Rundfunkkommentator uns einen Altherrenclub genannt, der, wenn er verschwinden würde, kein Loch hinterließe. »Schnellfertig mit dem Worte ist – der Rundfunk«; außerdem gehört es heute ja zum smarten Ton, an allem zu rütteln, was traditionsverdächtig ist. Aber Angriffe haben das eine Gute, daß sie zur Selbstkontrolle Anlaß geben.

Die Frage, die wir uns vorlegen müssen, lautet so: Wozu sind wir da? Wozu sind wir *noch* da?

Ohne das Kapitel festlegen zu wollen, gebe ich, ein Historiker, folgende Antwort: in einem heute geteilten Deutschland, dessen Geschichte im Laufe des letzten halben Jahrhunderts dreimal ihren Zusammenhang einbüßte, in einer Zeit, die so schnell voranrastet, daß selbst Ereignisse, die erst wenige Jahre zurückliegen, aus dem Bewußtsein verdrängt sind, hegen und pflegen wir die wissenschaftliche und künstlerische Tradition, geben wir sie weiter an die, die nach uns in das Kapitel eintreten und dann ihrerseits Sorge tragen werden, daß die Tradition nicht abreißt.

Ich bin mir bewußt, daß ich ein Wort ausgesprochen habe, das bei uns suspekt geworden ist. Denn wer sich in Deutschland heute für Tradition einsetzt, gerät leicht in ein schiefes Licht – wohlvermerkt: in Deutschland; denn jenseits unserer Grenzen ist ein positives Verhältnis zur Tradition ja durchweg eine

Selbstverständlichkeit. Bei uns verbindet sich dagegen mit dem Wort Tradition allzu leicht die Vorstellung von Restauration – dort hat uns jener zitierte Bildungssnob eingeordnet –, und von da ist es dann nur noch ein Schritt bis zu der Gedankenverkoppelung mit »Reaktion«. Auf beiden Begriffen liegen – darauf komme ich noch zurück – bei uns seit dem 19. Jahrhundert tiefe Schatten.

Zurückschrecken läßt das Wort »Tradition« aber auch deshalb, weil ein vorschneller Schluß uns allzu leicht mit konservativer Gesinnung oder mit »Neuromantik« in Zusammenhang bringen kann, d. h. mit Bestrebungen, die an Versunkenes wieder anzuknüpfen trachten und dabei die Augen vor der Wirklichkeit, wie sie nun einmal geworden ist, verschließen.

Wenn ich das Wort »Tradition« gebrauche, halte ich mich an den exakten Wortsinn: »traditio« kommt von »tradere«: übergeben, einhändigen, anvertrauen.

Tradition bedeutet also: Weitergabe und schließt nicht aus, daß das Ausgehändigte von Generation zu Generation abgewandelt wird. Ja, man kann diesen Sachverhalt dahin zuspitzen, daß Tradition nur da echt, nur da lebendig bleibt, wo resolut das Überholte fallengelassen, das Beibehaltene ständig dem Wandel der Zeiten angepaßt wird. Oder noch weiter zugespitzt: Tradition läßt sich nur bewahren, wenn sie ständig überprüft, ständig umgeformt wird.

In diesem Sinne verkörpert unser Kapitel ein Stück Tradition – eine Tradition, die heute 125 Jahre alt geworden ist, das heißt: vier Menschenalter. Das ist wenig, wenn wir zu Richelieus »Académie Française« hinüberblicken; aber im Rahmen unserer dreimal abgerissenen Geschichte bedeuten diese 125 Jahre viel.

Wenn wir uns so einordnen, müssen wir uns allerdings fragen: Sind wir dieser Aufgabe gerecht geworden?

Ich sehe mich zu dem Eingeständnis gezwungen, daß das aus doppeltem Grunde nicht immer der Fall gewesen ist.

Zunächst aus einem äußeren: Manche, denen die Zuwahl gebührt hätte, starben vor der Zeit – so (um nur drei Namen herauszugreifen): Friedrich Hebbel mit 50, der Mathematiker Riemann mit 40, Alfred Rethel, zuletzt vom Wahnsinn erfaßt, bereits mit 36 Jahren. Andererseits bestand und besteht noch heute die Tendenz, Repräsentanten möglichst vieler Kulturbereiche in das Kapitel zu berufen. War es einer Wissenschaft oder einer Kunst vergönnt, gleich mehrere Männer von Format aufzuweisen, konnten doch nur einer, höchstens zwei ausgewählt werden, und erreichten diese dann ein hohes Alter (Ranke, Mommsen und Menzel gehörten dem Orden mehr als drei Jahrzehnte an), versperrten sie die Möglichkeit, andere hinzuwählen. Aus diesem äußeren Grunde sind gelegentlich solche nicht gewählt worden, deren Ansehen den Ruhm der Vertreter der älteren Generation längst überflügelt hatte.

Aber ich will mich nicht hinter diesen – jeder Bildungsinstitution zu schaffen machenden – Gegebenheiten verschanzen, um die nicht wegzuleugnenden Lücken unserer Mitgliederliste zu beschönigen. Denn deren eigentliche Gründe liegen tiefer: sie ergaben sich aus dem Wesen der Natur- und Geisteswissenschaften sowie aus dem Gang der deutschen Kunst- und Literaturgeschichte.

Ich will kurz begründen, was gemeint ist.

Bei den Naturwissenschaften beruht jede neue Erkenntnis auf älteren Erkenntnissen und wird wieder Grundlage neuer Erkenntnisse. Auch die Forscher, deren Ergebnisse inzwischen überholt, womöglich widerlegt sind, lassen sich aus der For-

schungsgeschichte nicht wegdenken. Selbst den Forschern, die einen Irrweg verfolgt haben, bleibt das Verdienst, daß sie andere zur Widerlegung ihrer Ergebnisse herausforderten. In diesem Bereich gibt es also objektive Kriterien für das Geleistete.

In den Geisteswissenschaften ist die Würdigung bereits sehr viel schwieriger. Ihre Geschichte ist zwar gekennzeichnet durch die Verfeinerung der Methode, durch die Erschließung neuer Forschungsgebiete, vor allem – hier sei an Max Weber erinnert, den vor der Zeit Gestorbenen und daher nicht zu uns Gehörenden – durch neue Fragestellungen. Aber in jeder Zeit erfreuen sich in der Öffentlichkeit Gelehrte eines Ansehens, das ihnen bereits die nachfolgende Generation streitig machte, die dritte für eine Fehleinschätzung hält. So hat das Kapitel – um ein Beispiel zu nennen – 1863 den wegen seiner »Geschichte der Hohenstaufen« weithin geschätzten Friedrich v. Raumer zugewählt, aber nicht Karl Wilhelm Nitzsch, der die Geschichte von neuen Gesichtspunkten aus betrachtete und Schule bildete, während mit dem als Forscher unbedeutenden Raumer, der bereits bei seiner Zuwahl überholt war, die romantische Geschichtsbetrachtung abriß. Das gilt nicht nur für gestern und heute, sondern wird so bleiben: auch unsere Nachfolger werden bei Zuwahlen zu der geisteswissenschaftlichen Sektion unseres Ordens der Gefahr ausgesetzt sein, daß sie Historiker, Philosophen, Philologen zuwählen, die zu Lebzeiten eine Breitenwirkung erzielen, die sich nachher als unberechtigt, womöglich als Verirrung herausstellt.

Die Schwierigkeiten, die in dieser Sektion bestehen, wiegen noch leicht, wenn wir sie mit denen vergleichen, die in der Sektion der Künstler bestanden haben, bestehen und immer bestehen werden. Denn die Kunst kennt keinen – einen Maß-

stab liefernden – Fortschritt, sondern nur ein kontinuierliches Ringen mit den Grundproblemen des Menschen, bei dem sich ständig die Standpunkte verlagern. Die Dichter, die Romanschriftsteller, die Maler, die Bildhauer, die Architekten – mögen sie die Welt idealistisch, romantisch, positivistisch, expressionistisch, existentialistisch angehen – sie werden immer die voraufgehende Generation als veraltet, als überholt ansehen, und wenn sie – wie es in der Zeit nach Goethes Tod der Fall war – sich selbst die Spontaneität absprechen und sich mit der Rolle der »Epigonen« begnügen (es war Karl Immermann, der 1856 diesen Begriff in Umlauf brachte), dann ist das ein deutliches Symptom für die Tatsache, daß damals im Bereich der Kunst der durch ihre Natur vorgezeichnete Vorgang: »das Heutige gegen das Gestrige«, ins Stocken geraten war. Das heißt: nicht nur uns, den Mitgliedern der Friedensklasse, sondern den Gebildeten allgemein fehlen zu jeder Zeit sichere Maßstäbe, um zu entscheiden: in der Kunst ist dies zukunfts-trächtig, das nur Tagesmode, von der nach ein, zwei Jahrzehnten niemand mehr Kenntnis nimmt. Wie erklärt sich z. B. die 1925 erfolgte Wahl des im großen Publikum wohlgelittenen, aus der Schule Pilotys stammenden Hugo von Habermann durch ein Kapitel, das eben erst Liebermann und Slevogt als Mitglieder gewonnen hatte?

Für unseren Orden bedeutet diese Feststellung, daß bei Zuwahlen zur Sektion der Künstler das Kapitel die wahrhaft Berechtigten verkannte und den Falschen kürte. Wir dürfen uns damit trösten, daß sich Balzac, Baudelaire und Zola vergeblich um die Zulassung zur »Académie Française« bewarben und der von den Brüdern de Goncourt begründete, von 1903 an verliehene Preis die Funktion übernahm, die Fehl- und Versäumnisurteile der Akademie zu korrigieren.

III.

Das führt auf eine weitere Problematik, die ich im letzten Abschnitt meines Vortrages zu behandeln habe. Der Orden wurde von der Revolution des Jahres 1848 nicht berührt und hat – wie gezeigt wurde – schließlich auch, obwohl dreimal ernstlich gefährdet, die politischen Katastrophen von 1918, 1933 und 1945 überstanden, ohne an seinem Wesen Schaden zu leiden. Aber wenn einmal seine Geschichte geschrieben wird, darf deren Verfasser nicht an der Tatsache vorbeisehen, daß sich nach 1830 und nach 1890 sowohl in der Wissenschaft als auch in der Kunst Umwälzungen vollzogen haben, denen die Zukunft gehörte. Zu fragen ist: hat das Kapitel dem Rechnung getragen und wann?

Ich skizziere, was sich in der Mitte und am Ende des 19. Jahrhunderts zutrug.

Alexander v. Humboldt, der erste Kanzler, bespöttelte sich selbst als den »Urgreis«; er war der letzte jener großen Generation, die in den der Ordensgründung vorausgehenden Jahrzehnten Deutschland politisch, geistig und künstlerisch geprägt hatte. Sein Bruder Wilhelm war sieben Jahre tot, Goethe und Hegel, Stein und Niebuhr schon ein Jahrzehnt. Das »Zeitalter der Titanen« war 1842 bereits zu Ende gegangen.

Die Generation der Großen war abgetreten mit dem Gefühl, die kommende werde sich von den bisher geltenden Idealen abwenden. Niebuhr hatte gespürt, wie ein neues Geschlecht sich unter dem Eindruck der Zeitereignisse, der Zeitungen, der politischen Schriften ein neues Weltbild formte. Mit Jugendkraft und Drang zum Handeln werde sich jedoch Flachheit und Frechheit verbinden. Der Reichsfreiherr vom Stein hatte noch pessimistischer die Untergrabung religiöser Grund-

sätze durch die Vernunft, das Überhandnehmen von Ehrsucht, Habsucht, Neid vorausgesagt. Goethe hatte geGraust vor dem sich entfaltenden Maschinenwesen: »Es wälzt sich heran wie ein Gewitter langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen.« Es beginne das Jahrhundert der fähigen Köpfe, der leicht Fassenden, praktischen, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestatteten Menschen. »Wir werden mit vielleicht noch wenigen«, schrieb Goethe an Zelter, »die letzten sein einer Epoche, die nicht wiederkehrt.«

Die »Alten« hatten recht. Zehn Jahre nach 1842 konnte man mit der Eisenbahn bereits alle wichtigeren Städte Deutschlands erreichen, konnte man statt des Segelschiffs ein Dampfboot besteigen, einen Telegraphen benutzen; in geradezu sprunghafter Weise wuchs eine Industrie mit Dampfmaschinen und qualmenden Schornsteinen empor.

Manche Neuerung wurde noch »Erfindern«, d. h. unstudierten Männern der Praxis verdankt; aber jetzt begann die Zeit, in der die Wissenschaft, gestützt auf systematische Forschung, für den »Fortschritt« sorgte.

Zu den 1842 ErnannTen hatten bereits Naturforscher, Chemiker und Geographen sowie Daguerre, der Bahnbrecher der Photographie, gehört; 1851 wurde Liebig zugewählt, der durch seine agrarchemischen Feststellungen die Landwirtschaft revolutionierte. Mustert man die weiteren Namen aus dem Bereich der Naturwissenschaften, darf man sagen, daß mit ihrer voran hastenden Entwicklung das Kapitel bis heute Schritt gehalten hat. Aber die Sorge der Alten, daß mit dem Anbruch der neuen, durch die fähigen, praktischen Menschen gekennzeichneten Zeit der Abbau der bisherigen geistigen Welt verbunden sein werde, war berechtigt gewesen. Die Natur- sowie

die Geisteswissenschaften zerfielen in immer mehr Einzeldisziplinen, und der – als Zwischenphase nützliche, aber zur Stoffansammlung verlockende – Positivismus griff um sich.

In der Sektion der Künstler war das Problem des Epigonentums 1842 noch nicht akut: damals traten (um nur die bekanntesten Namen anzuführen) in das Kapitel ein: August Wilhelm v. Schlegel und Ludwig Tieck, Mendelssohn-Bartholdy und Meyerbeer, Rauch und Schadow. Von diesen sechs wohnten damals fünf in Berlin, dieser Stadt, die damals eine verblüffend große Zahl berühmter Männer beherbergte. Franz Krüger hat sie einzeln und als Gruppe festgehalten. Von dieser Zeit an blieb die Hauptstadt Preußens die geistige und künstlerische Metropole Deutschlands bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, in denen sie noch einmal ihre magnetische Kraft auf aller Sektoren des kulturellen Lebens auszuüben vermochte.

Aber wir sind auch zur Gegenprobe verpflichtet: Welche Namen fehlen in unserer Mitgliederliste?

Hölderlin überlebte 1842 noch kurz, aber war – vom Wahnsinn gezeichnet – seit Jahrzehnten der Welt entrückt. Büchner, der im Alter von 23 Jahren verstarb, war 1842 bereits fünf Jahre tot und kam nicht mehr zu voller Auswirkung. Annette von Droste-Hülshoff konnte als Frau nicht gewählt werden. Heinrich Heine lebte seit elf Jahren in Paris, im Hader mit seinem Heimatland, aber ihm mit allen Fibern seines Herzens verbunden. Vor allem: unter der Oberfläche brodelte es: Schopenhauer, der sich – jegliche Universität meidend – in Frankfurt verbarrikadierte, hatte dem philosophischen Idealismus ein Ende bereitet, indem er in seiner Philosophie dem Willen den zentralen Platz anwies. Ludwig Feuerbach, der abtrünnige Hegel-Schüler, setzte an die Stelle der Philosophie die Anthropologie und erklärte, die Religion sei nur Projektion

menschlicher Wunsch- und Angstvorstellungen in den Himmel. Ein Jahr nach der Ordensgründung siedelte Karl Marx nach Paris über, fünf Jahre darauf verfaßte er mit Engels das »Kommunistische Manifest«. 1849 mußte Richard Wagner in die Schweiz entweichen: unter dem Eindruck der gescheiterten Revolution, der Schriften Schopenhauers und Feuerbachs, getrieben durch die Hoffnung, daß die tragische Kunst die sich auflösende Religion zu ersetzen vermöge, konzipierte er in den fünfziger Jahren den »Ring«, in dem er – mythisch verkleidend – gegen den Kapitalismus seiner Zeit anging.

Diese Männer und ihre Weggenossen wandelten letztthin die Welt mindestens so stark um wie die Männer der Wirtschaft und der Naturwissenschaften. Die Genannten sind nicht zugewählt worden, und wir dürfen mutmaßen, daß ihre Zuwahl auch nie erörtert wurde. Denn diese Bahnbrecher griffen ja nicht nur die politische Ordnung an; sie stellten die Religion in Frage und unterhöhlten die bestehende Kultur.

Institutionen wie die unsrige, deren Aufgabe es ist, die Tradition weiterzureichen, sind überfordert, wenn man von ihnen erwartet, daß sie in dem, was in ihren Augen auf Auflehnung, Zerstörung hinausläuft, das schließlich einmal Zukunfts-trächtige erkennen – die Mitgliederliste der »Académie Française« weist entsprechende Lücken auf.

Eine ähnliche Situation hat sich in den Jahren um die letzte Jahrhundertwende wiederholt.

Im Jahre 1889 hatte der Wahnsinn den erst 45 Jahre alten Friedrich Nietzsche, der Schopenhauers Grundgedanken bis zur letzten Konsequenz weitergedacht hatte, zum lebenden Leichnam gemacht: Gott ist tot, die alte Moral gilt nicht mehr, alle Werte sind umzuwerten, der ungebrochene Instinkt hat ein

Recht, sich zu entfalten, das (später grausig entstellte) Ziel hat zu sein der »Übermensch«. Auch wenn der Leidende wieder gesundet wäre, hätte das Kapitel wohl nie den Entschluß gefaßt, Nietzsches Zuwahl zu diskutieren. Die einen werden das Befangenheit nennen, die anderen begreiflichen Erhaltungstrieb. Geistige Revolutionäre sind noch schwerer einzugliedern als politische.

Ein Jahr später, also 1890, malte Max Liebermann die »Netzflickerinnen«: der ungekrönte König des deutschen Impressionismus, der für den Kaiser jedoch inakzeptabel war und daher erst 1923 unser Mitglied wurde. Im Jahre 1890 machte Vincent van Gogh seinem Leben ein Ende, der zusammen mit dem erst 1906 hochbetagt gestorbenen Cézanne dem Expressionismus den Weg bahnte: in unseren Orden fand dieser erst Einlaß, als 1933 Ernst Barlach zugewählt wurde.

Wieder zwei Jahre später, also 1892, veröffentlichte der gleichfalls erst nach dem Sturz der Monarchie unser Mitglied gewordene Gerhart Hauptmann – dem Naturalismus zu Anerkennung verhelfend – die »Weber«, 1893 den »Biberpelz«: nach langen Jahrzehnten, die von dem Bewußtsein des Epigonentums belastet gewesen waren, hatte die Literatur ihr Selbstbewußtsein zurückgewonnen. 1893 erschien das erste Drama des Wieners Arthur Schnitzler, der – von Haus aus Arzt – der Literatur die Einsichten erschloß, die in der gleichen Stadt Sigmund Freud in strenger Gelehrtenarbeit zutage förderte.

Äußerlich war die Welt nicht nur wirtschaftlich, sondern auch weltanschaulich noch fest gefügt. Wilhelm II. maßte sich die Rolle eines *arbiter artis* an und wurde nicht gewahr, daß die von ihm Protegierten nicht nur mittelmäßig, sondern auch bereits überholt waren. Alles Zukunftsträchtige stand zu ihm

in Opposition. Die Hellhörigen, durch die herrschende Sekurität nicht in Ruhe gewiegt, hörten dagegen den Stundenschlag der Weltgeschichte. Schnitzler erklärte 1899: »Sicherheit ist nirgends. Wir wissen nichts von anderen, nichts von uns. Wir spielen immer – wer es weiß, ist klug« – Anlaß für die Schriftsteller und Dichter, auf den verschiedensten Wegen das – sich immer wieder neu stellende – Problem »der Mensch in seiner Welt« anzugehen. In eben diesen neunziger Jahren meldeten sich George und Rilke, Hofmannsthal und die Brüder Mann zu Wort – jeder Name bezeichnet eine andere Richtung; zusammen kennzeichnen sie den Reichtum der Epoche.

In den ersten anderthalb Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts eilte die Entwicklung weiter. Proust und Joyce registrierten wie Seismographen, was in den Menschen vor sich geht. In der Geschichtsschreibung trat die Geistesgeschichte in den Vordergrund: der Meister der neuen Richtung wurde (der erst 1952 gewählte) Friedrich Meinecke. In den Naturwissenschaften kam es zur völligen Umwälzung: der von Max Planck 1900 bekanntgemachten Quantentheorie folgte 1905 Albert Einsteins Relativitätstheorie. (Einstein wurde 1923 Mitglied und trat 1933 zurück, um Planck, dem damaligen Kanzler, die Zwangslage, in die ihn die Nationalsozialisten gebracht hatten, zu erleichtern.)

Seit Einstein war die Zeit keine eindeutig bestimmte Größe mehr. Auch sonst war alles in Frage gestellt, mußte experimentiert werden. In der Literatur taten das Kafka und Trakl, in der Malerei Marc und Kandinsky, in der Musik Schönberg, in der Philosophie Heidegger, in der Theologie, aufgerüttelt durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Karl Barth.

Geistesgeschichtlich vollzog sich ein geradezu gespenstisches Schauspiel: an der Spitze des Reiches der bramarbasierende,

die Schwäche des linken Armes überspielende Großneffe unseres Gründers, der nicht zu realisieren vermochte, was sich wirklich tat: in allen Bereichen der Kultur eine geistige Revolution, vollzogen in einer Zeit, in der sich noch das Gefühl: »Wie herrlich weit haben wir's gebracht!« breitmachte.

Die Gerechtigkeit verlangt die Feststellung, daß Wilhelm II. in dieser Beziehung Sprecher der maßgebenden Schichten seiner Zeit war. Als der Fürst-Reichskanzler Hohenlohe, der *in politicis* scharf zu sehen vermochte, eine der Aufführungen Hauptmanns besucht hatte, flüchtete er degoutiert in das beste Restaurant Berlins, um den gräßlichen Eindruck wieder zu verwischen.

Wie hat unser Orden auf diese Umwälzung in den Wissenschaften und Künsten reagiert? Es läßt sich nicht vertuschen, daß er es bis 1918 nicht und nachher nur schrittweise tat – zu einem Teil dadurch entschuldigt, daß von 1900 bis 1918 nicht viele leergewordene Plätze wieder zu besetzen waren²).

Unter Adolf v. Harnack, der 1923 das Kanzleramt übernahm, wurden in die Sektion der Künste gewählt: Liebermann, Hauptmann, Strauß, Pfitzner – Käthe Kollwitz und Barlach wurden bereits genannt. Bis 1952 mußten warten: Bonatz, Hindemith, Hofer, Marcks, Nolde, Schmitthenner, Reinhold Schneider, Rudolf Alexander Schröder, Renée Sintenis; 1954/55 folgten Hesse und Thomas Mann sowie Hans Purrmann – eine Nachholliste, die sich m. E. sehen lassen kann und bei deren Aufstellung Theodor Heuss mit seinem klugen Rat geholfen hat. Inzwischen haben wir noch anderen, die bereits in den zwanziger Jahren einen Namen besaßen, den Tribut

* In den zwanziger Jahren trat neben unsere Sektion der Künstler die von Kultusminister Becker ins Leben gerufene »Deutsche Dichterakademie«, der 1933 die berüchtigte Reichsschrifttumskammer folgte.

gezollt, der ihnen gebührte. Aber manche sind gestorben, bevor wir sie wählen konnten.

Damit bin ich zu der Problematik gelangt, die uns in unseren internen Sitzungen immer von neuem Kopfzerbrechen macht. Die Frage, vor der wir stehen, lautet: ist nicht heute eine Umwälzung im Gange wie nach 1830, wie nach 1890? In der Malerei die Form zersprengt, in der Musik eine neue Tonalität, in der Architektur und Plastik eine Abwendung von dem Überkommenen, die Literatur ein Experimentierfeld, ein Suchen nach neuen Möglichkeiten; als neues Gebiet in der Kunst die Städteplanung, in der Wissenschaft als neues Schlüsselfach die Kybernetik – so könnte ich noch lange fortfahren.

Was aber ist in der heutigen Kunst, in der Wissenschaft zukunftsfruchtig? Welche Namen werden noch nach dreißig Jahren Klang haben? Wir fassen unsere Entschlüsse so gewissenhaft wie möglich, aber sind uns bewußt, daß – wenn beim 150. oder 200. Jubiläum des Ordens ein Redner den Teil der Mitgliederliste, für die wir Heutigen verantwortlich sind, durchsieht – er uns Versäumnisse einerseits, Fehlentscheidungen andererseits vorhalten wird, ebenso wie ich es in meinem Rückblick auf 125 Jahre Ordensgeschichte in bezug auf unsere Vorgänger zu tun verpflichtet war.

Ich schulde Ihnen, meine Damen und Herren, nun noch eine Antwort auf die Frage: Was tut das Kapitel eigentlich?

Wir versammeln uns jedes Jahr in Bonn, wo wir als Gäste unseres Protektors, des Herrn Bundespräsidenten, an seinem Dienstsitz unsere Kapitalsitzung halten; dort besprechen wir unsere Geschäfte und füllen die vakant gewordenen Plätze

durch Zuwahlen auf. In einer öffentlichen Sitzung, für die uns der Rektor der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität bereitwillig vorläufiges Heimatrecht gewährt, ehren wir unsere Toten und geben einem unserer Mitglieder das Wort, um Fragen, die ihn beschäftigen, aber auch die Allgemeinheit angehen, zu behandeln.

Außerdem kommen die Mitglieder, die Zeit haben, im Frühjahr an wechselndem Ort zusammen, um in zwangloser Form Probleme zu diskutieren, die uns allen, den Geistes- und den Naturwissenschaftlern sowie den Künstlern, zu schaffen machen – keine Bandaufnahme hält das Ergebnis fest, kein Presse-mann erhält Gelegenheit, darüber zu berichten. Gesprochen haben wir – ich greife einige Themen heraus – über das Wesen der Tradition und das Widerstandsrecht, über die Frage, ob das Wort heute noch ausreicht, um auszudrücken, was wir auszusagen haben, über das Verhältnis von Intuition und Fleiß und so fort.

Jedesmal stellten wir beglückt fest, daß es Grundprobleme gibt, die uns alle angehen und bei deren Erörterung wir auf eine gemeinsame Plattform treten: wir, die wir durch unsere Berufe so verschieden sind. Auf diese Weise sind wir auch menschlich zusammengewachsen. Wir respektieren einander, hören aufeinander, fühlen uns zusammengehörig; ja, ich darf wohl sagen: wir sind seit der Erneuerung des Ordens zu einem Bund von Freunden zusammengewachsen.

Damit glaube ich auf alle Fragen, die durch unseren Jubiläumstag aufgeworfen wurden, eingegangen zu sein. Zusammenfassend stelle ich fest:

Das Kapitel des 1842 begründeten Ordens »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« hat keine Aufgabe im stren-

gen Sinne dieses Wortes. Wir treten auch nicht – uns Geltung in der Öffentlichkeit anmaßend – mit Forderungen und Mahnungen hervor. Wir begnügen uns mit der Rolle, seit 1842 dazusein und die von Friedrich Wilhelm IV. im Bunde mit Alexander von Humboldt begründete Tradition fortzusetzen – fortzusetzen über die Umbrüche von 1918, von 1933, von 1945 hinweg. Preußen existiert nicht mehr, Deutschland hat sich in den verflossenen 125 Jahren völlig verwandelt, die Welt hat seither ein anderes Gesicht gewonnen, aber wir sind noch da und rechnen damit, daß unsere Nachfolger die Tradition fortführen: Tradition im rechtverstandenen Sinne, das heißt: Überholtes preisgebend und zugleich ringsum spähend, wo sich Zukunftsträchtiges abzeichnet: Garanten der wissenschaftlichen und künstlerischen Kontinuität, die trotz aller Umbrüche, trotz allen Wandels das Einst, das Heute und die Zukunft unseres geistigen Daseins miteinander verbindet.

Im Einverständnis mit unserem Protektor, dem Herrn Bundespräsidenten, schließe ich nunmehr die diesjährige öffentliche, durch die Teilnahme einer Reihe auswärtiger Mitglieder ausgezeichnete Sitzung des Ordens »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« mit dem schwarzweißen Bande und dem aus den Orden von 1701 und 1740 kombinierten Ordenszeichen, der von Anfang an eine Sonderstellung einnahm, weil er seine Mitglieder kooptieren und die inländischen aus ganz Deutschland, die ausländischen aus der ganzen Welt erküren durfte.